

**Die Geschichte der Familie Cohn aus Stralsund, Keibel-Cohn, wie sie zur Unterscheidung von anderen Cohns genannt wurde, die sich Ende des 19. Jahrhunderts in der Stadt ansiedelten. (Autor: Bärbel Beyer-Cohn, Enkelin)**

Der Name Cohn, sowie dessen Abwandlungen Cohen, Kahane, Kuhn, Kaplan u.v.a.m. geht auf Aaron, den Bruder Moses' zurück. Alle Cohns haben, bis in die heutige Zeit, im jüdischen Leben besondere Vorrechte und Pflichten. Ihr Wappen sind die segnenden Hände, die auch heute noch auf vielen Grabsteinen zu sehen sind. Auch in den christlichen Religionen gibt es den aaronitischen Segen. Die Cohns dürften jederzeit das Innere des Tempels betreten. König Herodes, der den 2 Tempel in Jerusalem erbauen ließ, dürfte dies aufgrund seiner Abstammung nicht.

Ich bin Bärbel Beyer, eine Enkelin von Martha und Siegfried Cohn, Tochter von Lucie und Heinrich Cohn.

Meine Großeltern kamen wahrscheinlich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nach Stralsund. Mein Großvater Siegfried stammte wahrscheinlich aus Hirschberg, meine Großmutter Martha, geb. Kempinski, aus Schlesien. Ursprünglich kamen die Kempinskis aus Ungarn; sie besaßen dort Weingüter. Ein anderer Zweig der Familie Kempinski ging nach Berlin.

Im Stralsunder Stadtarchiv befinden sich Zeitungsanzeigen vom Januar 1893, in denen Herr Max Keibel anzeigt, dass sein langjähriger Geschäftsführer Siegfried Cohn das Geschäft übernehme. Siegfried Cohn seinerseits zeigt an, dass er das Herren- und Knabenbekleidungs-geschäft unter dem Namen „Max Keibel Nachfolger“ weiterführt.

Meine Großmutter muss eine sehr außergewöhnliche Frau gewesen sein. Sie hatte eine kaufmännische Ausbildung und war bereits Mitte Drei-ßig, als sie heiratete; beides sehr ungewöhnlich für eine gutaussehende Frau.

1888 (1897 Lt. StA) wurde die Tochter Charlotte geboren, 1889 (1899 Lt. stA) der älteste Sohn Fritz, 1900 folgte mein Vater Heinrich, gen. Heinz, und 1901 (1902 Lt. stA) der jüngste Sohn Ernst. Als Ernst ein Jahr alt war, starb Siegfried Cohn. Er hatte sich beim Aufschneiden eines Brötchens verletzt und bekam eine Blutvergiftung.

Großmutter führte das Geschäft alleine weiter. 1904 erwarb sie das Nachbarhaus, ließ beide Häuser umbauen, zog von der Mönchstraße mit der Familie in eine 9-Zimmer-Wohnung des Geschäftshauses. Das Geschäft erweiterte sie um eine Herren- und Damenmaßschneiderei. Ich erinnere mich, dass in den Geschäftsräumen ein mit Fell überzogenes großes Holzpferd stand, auf dem der Sitz der angefertigten Damen- bzw. Herrenreitkleidung in den jeweiligen Sätteln überprüft wurde.

Ihre Kinder erzog Martha Cohn zur Sparsamkeit. Von Charlotte ist bekannt, dass sie ihre Haarschleifen am Ofen trocknen und glätten musste, obwohl die Firma ein Bügelzimmer hatte. Mein Vater ließ Teer auf seine Hosen Tropfen und hoffte so, endlich lange Hosen zu bekommen. Großmutter selbst entfernte die Teerflecken, sie ließ dafür einen geplanten Spaziergang ausfallen.

Alle Kinder besuchten das Gymnasium, erhielten Musikunterricht, die beiden ältesten Söhne waren im Ersten Weltkrieg freiwillig bei der Marine. Fritz und Heinz erhielten eine umfassende Ausbildung als Textilkauflleute, der jüngste Sohn studierte Medizin.

Meine Großmutter wurde von ihren Angestellten sehr geschätzt. Nicht verkaufte Waren durften die Angestellten mitnehmen, bei Erkrankungen bezahlte Großmutter den Arzt. Weihnachtstfeiern wurden selbstverständlich abgehalten, ebenso wie Kinder von Beschäftigten zur Konfirmation eingekleidet wurden.

1923 gründeten alle Familienmitglieder eine Kommanditgesellschaft, die nach dem Tod von Martha Cohn im Jahr 1927 von den Söhnen Fritz und Heinrich weitergeführt wurde; Charlotte und Ernst waren stille Teilhaber.

Die Tochter Charlotte hatte einen Mühlenbesitzer Lesser aus Breslau geheiratet; sie zogen Anfang der dreißiger Jahre nach Berlin. Ihr Sohn Wolfgang konnte zunächst noch das Konservatorium besuchen. Meine Tante arbeitete als Krankenschwester, ihr Mann wurde zu schwerer Arbeit verpflichtet und ließ sich nebenbei zum Fotografen ausbilden, um damit im Ausland Verdienstmöglichkeiten zu haben. Wolfgang konnte dann nach England emigrieren; Charlotte und Georg Lesser wurden deportiert. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Wolfgang wurde - wie alle deutschen Juden im Ausland - nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges interniert. Später trat er in die englische Armee ein. Nach dem Weltkrieg und seiner Entlassung aus der Armee ließ er sich im Ostteil Berlins, der späteren Hauptstadt der DDR, nieder. Er setzte sein angefangenes Musikstudium fort, arbeitete als Komponist und wurde Präsident der Musiker- und Komponistenkammer der DDR. Im November 1989 trat er von diesem Posten zurück und lebt heute als Rentner in Berlin.

Mein Onkel Fritz und mein Vater führen das Geschäft bis 1933 gemeinsam weiter. Um dem stärker werdenden Druck der Nazis zu begegnen, verpachteten sie das Geschäft an den langjährigen Mitarbeiter, den Kaufmann Franz Mahnke. Fritz Cohn lebte weiter mit seiner Familie - er hatte Ilse Joseph, eine Kaufmannstochter aus Stralsund geheiratet und mit ihr zwei Söhne, Hans und Bert - im Haus Ossenreyerstraße 21/22.

Mein Vater ging als Handelsvertreter nach Amsterdam und hoffte, daß ihm meine Mutter, mit der er damals verlobt war, folgen werde. Meine Mutter war die Tochter des Schuhmachermeisters Adolf Genzen, der 1891 Mitbegründer der SPD in Stralsund war. Meine Mutter gab ihren Plan, meinem Vater nach Holland zu folgen auf, weil ihr Vater starb und sie ihre Mutter nicht allein lassen wollte. Hinzu kam, dass mein Vater großes Heimweh hatte. Er kehrte also nach Stralsund zurück und meine Eltern beschlossen, zu heiraten. Im Vorfeld der sogenannten „Nürnberger Rassegesetze“ war eine Trauung in Stralsund nicht mehr möglich. Mein Vater weilte bereits in Berlin, das Haus meiner Großmutter wurde von der Gestapo bewacht, damit meine Mutter nicht abreisen sollte. Bekannte meiner Großmutter und Mutter legten meine Mutter zwischen Wäsche in einen Korb und trugen diesen zum Frankenwall - angeblich um Wäsche zu mangeln -. Von dort fuhr meine Mutter in einer Taxe nach Greifswald und nahm ab dort den Zug nach Berlin. Als meine Eltern vor dem Standesbeamten standen, erklärte er Ihnen, daß er Anordnung erhalten habe, Mischehen nicht mehr zu trauen. Leider sei er aber so beschäftigt, dass er diese Anordnung erst abends lesen könne. Meine Eltern wurden so am 09. Juli 1935 getraut. Ich gehe davon aus, dass meine Mutter ganz bewußt in diese Ehe gegangen ist. Sie wärmt 30 Jahren keine

ganz junge Frau mehr und hatte durch ihr Elternhaus mit Verfolgungen Erfahrungen gesammelt. Sozialdemokraten wurden sowohl in der Kaiserzeit als auch im Nationalsozialismus verfolgt. Ohne meine Mutter hätte mein Vater die Nazizeit wahrscheinlich nicht überlebt. Nach der Rückkehr meiner Eltern in das Haus meiner Großmutter Martha Genzen, geb. Awe, begann eine fürchterliche Hetzkampagne. Bereits Tage vorher hatte die Presse von der „Judenhochzeit“ berichtet<sup>1</sup> und zu einem „gebührenden Empfang des Paares im Stralsunder Bahnhof“ aufgefordert. Meine Eltern kamen aber mit dem Auto aus Greifswald und entgingen dem „Empfangskomitee“. Am 13.07.1935 versammelte sich ein Demonstrationzug vor dem Haus meiner Großmutter. Die Demonstranten riefen „Lucie - so hieß meine Mutter - verrecke!“. Die Polizei nahm meinen Vater in angeblich Schutzhaft, Sie schützten ihn aber so gut, dass er durch Steinwürfe verletzt und angespien wurde.

Nach der Entlassung aus dieser „Schutzhaft“ wurde mein Vater aufgefordert, Stralsund zu verlassen. Meine Eltern zogen nach Berlin. Sie glaubten in der Anonymität der Großstadt - wie übrigens viele andere Juden auch - unauffälliger leben zu können.

Mein Onkel Ernst, der jüngste Sohn der Familie Cohn, studierte nach dem Abitur in Berlin, Freiburg und Wien Medizin. Er promovierte 1929 und eröffnete eine eigene Praxis in Berlin-Tegel. Auf Anraten eines Freundes verließ er bereits Anfang der dreißiger Jahre Deutschland und ging nach Spanien. In Madrid eröffnete er ein Optikergeschäft, nachdem er eine entsprechende Zusatzausbildung gemacht hatte. Seine Verlobte Margot Glaser folgte ihm. Beide heirateten in Spanien. Tante Margot eröffnete einen Mittagstisch für Emigranten. Nachdem in Spanien auf dem Festland der Krieg ausgebrochen war, gingen beide nach Mallorca. Sie lebten in der Hauptstadt Palma. Es gelang ihnen, sich vor dem Bürgerkrieg auf ein französisches Kriegsschiff zu retten, mit dem sie nach Frankreich kamen. In der Nähe von Paris arbeiteten beide in Heimen der jüdischen Organisation OSE. Meine Tante als Sozialarbeiterin, mein Onkel als Arzt. In diesen Heimen lebten Kinder und Jugendliche jüdischer und sozialdemokratischer Eltern, auch Waisen und Kinder von Eltern, die noch in Deutschland lebten. In einem dieser Heime betreuten sie auch Hans und Bert Cohn, die Söhne von Fritz und Ilse aus Stralsund.

Als die Nazis bereits kurz vor Paris standen, gelang es noch mit einem großen Teil der Kinder nach Südfrankreich zu fliehen. Durch die Zusammenarbeit der Vichy-Regierung in Südfrankreich mit den Nazis sind die meisten Kinder deportiert worden. Margot und Ernst Cohn kamen ins Lager Gurs in Südfrankreich. Es gelang ihnen, zu fliehen und, nach mehreren vergeblichen Versuchen, über die Grenze in die Schweiz zu gelangen. In der Schweiz wurden sie ebenfalls interniert. Später durfte meine Tante für eine jüdische Organisation arbeiten, mein Onkel erhielt keine Arbeitserlaubnis. 1946 sind beide in das zerstörte Berlin zurückgekehrt. Mein Onkel arbeitete zunächst als Assistenzarzt im städtischen Krankenhaus Neukölln und eröffnete dann eine Praxis als Röntgenologe. Tante Margot wurde Leiterin der Jugendhilfsstelle in Berlin-Mitte. Mein Onkel starb 1972 in Berlin, Tante Margot lebt heute 91jährig in einem Seniorenheim der jüdischen Gemeinde in Berlin.

Eine Cousine der Geschwister Cohn, Erna Kempinski, arbeitete bis 1938 für die Kinder- und Jugend-Aliyah (Aliyah=Heimkehr). Diese Organisation versuchte in Deutschland und

---

<sup>1</sup> Siehe dazu Artikel „Rassenschande in Stralsund“, Pommersche Zeitung vom 6./7.Juli 1935 und „Cohn und Mandelbaum in Schutzhaft“, Pommersche Zeitung vom 15. Juli 1935

Österreich Jugendliche in landwirtschaftlichen Berufen auszubilden und Ihnen die Ausreise nach Palästina zu ermöglichen. Ob Erna Kempinski bei der Emigration von Hans und Bert Cohn, die zunächst in eines der OSE-Heime bei Paris kamen und später in die USA auswandern konnten, behilflich gewesen ist, kann ich nicht sagen. Erna Kempinski begleitete den letzten Transport der Aliyah nach Palästina und starb 93jährig in Jerusalem im Jahre 1972.

Noch bevor Onkel Fritz und mein Vater das Geschäft an Herrn Mahnke verpachteten, vermieteten Sie einen Teil der Verkaufsräume an die Firma WMF. Herr Mahnke führte das Geschäft weiter, mein Onkel Fritz eröffnete ein Buchführungskonto. Beide mussten im Umgang miteinander sehr vorsichtig sein, weil der weiterhin im Geschäft beschäftigte 1. Verkäufer, ein Herr Matzke, Nazi war. Nach der sogenannten Reichskristallnacht änderte sich die Lage. Anfang 1939 wurden sowohl Herr Mahnke als auch mein Onkel von der GeStaPo inhaftiert. Sie wurden nach 5 bzw. 7 Tagen nur entlassen, weil sie eine Erklärung unterschrieben, dass Herr Mahnke das Geschäft und mein Onkel Grundstücke und Häuser verkaufen werden.

Im August 1939 wurden Grundstücke, Häuser und Geschäft an Herrn Karl Dettmann verkauft. Der Kaufpreis lag unter dem Einheitswert. Der Erlös unterlag der Judenvermögensabgabe und wurde vom Staat konfisziert. In meinem Besitz befindet sich ein Brief von Fritz Cohn an seinen Bruder in Spanien, in dem er bedauert, dass er den von „unserer Mutter aufgebauten Besitz“ nicht erhalten konnte.

Fritz Cohn arbeitete dann als Fürsorger in verschiedenen jüdischen Gemeinden. Er war zunächst nach Chemnitz, dann nach Leipzig und zuletzt nach Frankfurt/Main gezogen. Aus Briefen von Fritz Cohn weiß ich, dass er Gemeindemitgliedern half, nach Auswanderungsmöglichkeiten zu suchen bzw. Versuchte er auch, Kontakte zu bereits ausgewanderten jüdischen Mitbürgern herzustellen. Es war eine Perversion des Dritten Reiches, dass sie unter dem Deckmantel der sogenannten Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden in diesen die Listen für die zwangsweisen Arbeitseinsätze aufstellen ließen. Sie ordneten den Gemeinden alle Juden zu - auch solche, die aufgrund ihrer Lebenseinstellung nie Mitglieder waren -, ebenfalls sogenannte „Mischlinge 1.“ und „2. Grades“.

Über die Ermordung von Fritz und Ilse Cohn gibt es zwei Versionen. Zum ersten sollen sie wegen „Kollaboration mit dem Feind“ standrechtlich erschossen worden sein, weil sie mit ihren Kindern in Frankreich Briefkontakt hatten. Zum zweiten erhielten meiner Willen Todesurkunden aus Auschwitz, die besagen, dass zunächst Fritz Cohn an Lungenentzündung verstorben sei, später auch seine Frau Ilse.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem meine Eltern weinend im Zimmer saßen und mir erklärten, dass ich nicht mehr mit Tante Ilse und Onkel Fritz spielen kann. Ich empfand eine tiefe Ohnmacht bzw. Hilflosigkeit, weil ich meine Eltern nicht trösten konnte.

Meine Eltern fanden in Berlin-Steglitz eine Wohnung. Mein Vater arbeitete für die jüdische Blindenanstalt als Hausierer. Ende 1936 wurde ich geboren. Meiner Mutter wurde verwehrt, in einem Krankenhaus zu entbinden. Ich kam also zu Hause zur Welt. Ursprünglich wollten mich meine Eltern Ruth nennen, im Standesamt verweigerte man die Eintragung mit der Bemerkung, es seien keine jüdischen Namen erwünscht (das in der Bibel der Name Ruth

einer Moabiterin gehörte, war wohl nicht bekannt). Mein Vater wurde später zur Zwangsarbeit verpflichtet; er arbeitete beim Bau, in der Rüstungsindustrie und anderen körperlich schweren Bereichen. Als die Verordnung Juden zum Tragen des Sternes, sowie zum zusätzlichen Namen Sara bei Frauen und Israel bei Männern verpflichtete, wurden diejenigen Juden ausgenommen, die in sogenannter „privilegierter Mischehe“ lebten und deren Kinder nicht jüdischen Glaubens waren. Meine Eltern bemühten sich, mich evangelisch taufen zu lassen. Es war nicht einfach, eine Gemeinde dafür zu finden. Als ich in Berlin-Steglitz getauft wurde, gab der Pfarrer meiner Mutter den aaronitischen Segen und predigte über diesen Segen und seine Bedeutung. Er sagte, meine Mutter solle stolz auf den Namen Cohn sein. Die Predigt fand vor der Gemeinde statt. Offensichtlich gab es einen Denunzianten; der Pfarrer erhielt Predigtverbot. Mein Vater musste also keinen Stern tragen, die anderen Verbote bzw. Gebote bestanden auch für ihn. Er durfte keine öffentlichen Verkehrsmittel - außer zur Arbeit - benutzen, keine Parks, Kinos, Theater, Büchereien und andere öffentliche Einrichtungen besuchen. Auf der Lebensmittelkarte hatte er auch den Namen Israel Heinrich Cohn zu führen, was dazu führte, dass meine Mutter sehr schnell herausfand, wo sie aufgrund dieser Tatsache besonders gut bedient wurde. Das gab es auch.

Nach dem Krieg Fragezeichen meine Mutter, warum sie - im Gegensatz zu anderen - beim Quittieren der Lebensmittelkarten unter das Quittungsformular geschaut hatte. Sie erklärte mir, dass anderen Frauen von jüdischen Männern, Erklärungen unter dieses Formular gelegt worden waren und sie dadurch - mittels Kohlepapier - eine Erklärung, sie würden sich von ihren Männern trennen, unterzeichneten. Oft waren deren Männer bereits verhaftet, wenn diese Frauen nach Hause kamen. Bis zu einem gewissen Grad waren Männer, die mit Nichtjüdinnen verheiratet waren, vor der Deportation geschützt.

Als ich eingeschult werden sollte, wäre das nur in einer Klasse mit anderen sogenannten jüdischen „Mischlingen“ möglich gewesen. Das veranlasste meine Mutter aus Sorge um mich, mich zu ihrer Mutter nach Stralsund zu geben. Die Sorgen meiner Mutter waren berechtigt. Alle Kinder, die mit mir eingeschult worden wären, sind später deportiert worden. Da auch meine Mutter arbeitete, war ich schon immer von meiner Großmutter betreut worden. Sie wohnte überwiegend bei uns in Berlin. Meine Mutter arbeitete zunächst noch im kaufmännischen Beruf, wurde dann aber auch noch dienstverpflichtet und sogar als sie im 9. Monat mit meiner Schwester schwanger war, noch in eine Pelzfabrik geschickt. Ich zog also zu meiner Großmutter nach Stralsund. da ich bei meiner Großmutter nicht legal lebte, brachte mich meine Großmutter immer dann, wenn Razzien angesagt waren (meine Großmutter hatte noch immer viele Freunde, ehemalige Kommunisten, die Nazis geworden waren und uns warnen konnten) meist zu Fuß nach Brandshagen zu Bauern, die mich im Keller versteckten. Wie lange ich jeweils dort war, vermag ich nicht zu sagen.

Meine Mutter konnte in den letzten Kriegstagen noch aus Berlin mit einem Lazarettzug nach Stralsund entkommen, indem sie aus dem Namen Cohn Colm machte. Sie entband am 20. April 1945 (Hitlers Geburtstag) meine Schwester, die sie nach ihren getöteten Schwägerinnen Ilse Charlotte nannte. Aber auch meine Schwester starb. Sie verhungerte, weil in der Klinik die Krankenschwestern sich aus Furcht vor den Russen vergifteten. Mein Vater, der zu Fuß nach Stralsund gekommen war, hat seine zweite Tochter nicht mehr gesehen.

Nachdem meine Mutter Berlin verlassen hatte und in Berlin die Kämpfe begannen, ging mein Vater in den Luftschutzkeller des Hauses, in dem meine Eltern zuletzt ein Zimmer hatten. Wir waren bis dahin dreimal ausgebombt - vielleicht der Grund, warum nach meinem Verbleib amtlicherseits nie gefragt wurde. Da es Juden verwehrt war, Keller aufzusuchen, denunzierte die Hauswartfrau meinen Vater an einen SS-Mann. Mein Vater floh durch Mauerdurchbrüche - sie waren als Schutz für Verschüttete geschaffen worden. Auf der Straße stand mein Vater plötzlich zwischen den Fronten in der Bismarckstraße. Er fand Schutz hinter dem Torbogen eines ausgebombten Hauses und verbrachte dort drei Tage und Nächte bis es ihm während einer Feuerpause gelang, in den Keller eines benachbarten Hauses zu kommen. Dieses Haus war bereits von den Russen besetzt, die meinen Vater zum Arbeitseinsatz befahlen. Sein Hinweis, er sei Jude, nutzte nichts. Mein Vater floh aus der Arbeitskolonne, hielt sich noch einige Tage bei einer Cousine meiner Mutter auf und kam dann, überwiegend zu Fuß, nach Stralsund.

Nachdem sich in Stralsund das Leben einigermaßen normalisiert hatte, bot der damalige Oberbürgermeister Otto Kortüm meinem Vater an, ihm sein Geschäft wieder zu geben. Mein Vater lehnte das mit der Begründung ab, ihm sei das Geschäft vom Staat genommen worden, er wolle es genauso offiziell vom Staat zurückerhalten. Die Bemühungen meines Vaters um die Rückgabe des Geschäftes mit den Grundstücken und auch um die Rückgabe des Grundstückes, auf dem die Synagoge gestanden hatte, schlugen fehl. Mein Vater bemühte sich auch um die Neugründung der jüdischen Gemeinde, doch es fehlte an den erforderlichen zehn<sup>2</sup> männlichen Mitgliedern.

Ich kann mir vorstellen, dass mein Vater bereut hat, das Angebot von Bürgermeister Kortüm nicht angenommen zu haben, denn alle Bemühungen, das Eigentum von Grundstück und Geschäft wieder zu erlangen, schlugen fehl. Auch der später amtierende Bürgermeister Frost unterstützte meinen Vater zunächst, vertrat jedoch später den Standpunkt, es seien keine neuen Kapitalien erwünscht.

Mein Vater leitete dann bis 1948 das Kaufhaus Wertheim. Es gelang ihm, einen LKW zu organisieren, mit dem er selbst in Dörfer fuhr, um Obst und Gemüse zum Verkauf zu besorgen. Bei Wertheim beschäftigte er einige frühere Angestellte seiner Firma, so u.a. seine ehemalige Sekretärin - ich glaube, auch deren Vater - Frau Meta Stubbe, die auch während der Nazizeit mich bei meiner Großmutter besucht hat und sich nach meinen Eltern erkundigte. Mein Vater richtete bei Wertheim eine Schneiderwerkstatt ein, in der Kleidung geändert und umgearbeitet werden konnte und er organisierte die erste Modenschau in Stralsund nach dem Zusammenbruch. Sie fand in den Räumen des „Trocadero“<sup>3</sup> statt.

Von 1948 bis 1950 arbeitete mein Vater in Schwerin im Außenhandel in leitender Position. Wir wohnten in Stralsund, im Carl-Heydemann-Ring, in einem Haus, das einem geflüchteten Nazi gehört hatte. Die Möbel kauften meine Eltern von der Stadt und für die Wohnung zählten wir eine relativ hohe Miete. Als „Dankeschön“ für die Hilfe bei der Versorgung der

---

<sup>2</sup> Für den jüdischen Gemeindegottesdienst ist eine „Minjan“ (=mindestens zehn im religiösen Sinne erwachsene jüdische Personen) nötig. Im orthodoxen Judentum zählen nur Männer zum Minjan; im nicht-orthodoxen Judentum auch Frauen. (Quelle: [www.zentralratderjuden.de/judentum/Riten\\_und\\_Gebräuche/Gebet\\_und\\_Gottesdienst\\_-\\_Die\\_jüdische\\_Form\\_des\\_Betens/](http://www.zentralratderjuden.de/judentum/Riten_und_Gebräuche/Gebet_und_Gottesdienst_-_Die_jüdische_Form_des_Betens/))

<sup>3</sup> Gaststätte und Tanzlokal in der ...Straße, die bis .... existierte.

Bevölkerung erhielten wir eine Ration Koks zum Heizen und Strom, d.h. Wir hatten jeden Abend Licht. Was dazu führte, dass sich immer Nachbarschaft und Freunde bei uns versammelten, um Strümpfe zu stopfen oder andere Handarbeiten zu erledigen. An diesen Abenden waren auch oft weibliche und männliche Offiziere aus der nahegelegenen Kaserne, seltener der russische Kommandant mit Frau oder Sekretärin (?) anwesend und es wurden abwechselnd russische und deutsche Lieder gesungen, die mein Vater und eine Freundin, die Musiklehrerin Hildegard Thiel, mit Violine und Klavier begleiteten. Für die zurückgekehrten Überlebenden jüdischen Glaubens gab es Lebensmittelspenden, die in unserem Wohnzimmer verteilt wurden. Es kamen Leute aus der weiteren Umgebung, John Horneburg aus Göhren - er muss um die 80 Jahre alt gewesen sein -, ein Herr Kirstein aus Ahlbeck und viele andere um sich ein Glas Marmelade, ein paar Scheiben Mazze (ein ungesäuertes, Knäckebrot-ähnliches Gebäck, das in der Pessachzeit gegessen wird), eine Flasche Wein und eventuell irgendeine Fischkonserve abzuholen. Mir fiel auf, dass diese Leute sehr viel schlechter gekleidet waren als andere. Im Nachlaß meines Vaters fand ich ein Schreiben, in dem er bei den Behörden um einen Wintermantel und ein Paar Schuhe für eine Zurückgekehrte aus Bergen bittet. Eine jüdische Gemeinde gab es nur in Schwerin. Ich erinnere mich an eine Feier - ich glaube, es war zu Jom Kippur (=Haupt des Jahres, jüdisches Neujahr) - zu der wir und andere angereist waren. Ich bekam den gesegneten Wein zu trinken, es gab ein gemeinsames Essen und alle redeten davon, dass es nur noch besser werden könne. Es wurde eine Familie verabschiedet, die nach Palästina gehen wollte und von der keiner verstehen konnte, warum sie noch zu diesem Zeitpunkt Deutschland verlassen wollten.

Im Oktober 1950 verließen meine Eltern mit mir Stralsund; wir zogen wieder nach Berlin. Mein Vater hat nie wieder von Heimweh nach Stralsund gesprochen. Er hat vielmehr immer wieder erzählt, dass ihm diese Stadt - ich nehme an, er meinte ihre Einwohner - zuwider geworden sei. Oft hat er meiner Mutter erzählt, welche Leute ihn begrüßt oder angesprochen haben bzw. wer ihn zu seinem Überleben gratuliert hat. Es waren offensichtlich Menschen, die nach 1933 „weggesehen“ hatten.

Meinen Vater störte offensichtlich mehr die Unaufrichtigkeit der Leute bzw. ihre Wandlung vom „Wegsehen in den Jahren 1933-1945“ bis zur Gratulation zum Überleben. Mein Vater litt offensichtlich auch unter der nicht löslichen Frage: Warum habe gerade ich überlebt? Dieses Syndrom ist mir später in meiner Berufstätigkeit oft begegnet, viele Verfolgte litten darunter - teilweise bis zum Suizid.

In Berlin war mein Vater arbeitslos. Wir verkauften nach und nach Möbel, Musikinstrumente und Schmuck, um zu leben. Unterstützungen irgendwelcher Art gab es nicht für uns. Im Herbst 1951 erlitt mein Vater einen Herzinfarkt. Er durfte an dem Tag, an dem ich konfirmiert wurde, zum ersten Mal das Bett verlassen. Noch während seiner Erkrankung hatte er mir meinen Konfirmationsspruch ausgesucht: „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Vom Geld meiner Großmutter mütterlicherseits kaufte sich meine Mutter einen Tabakwareniosk, den sie von 6 bis 20 Uhr geöffnet hielt. Ich ging in eine Wäscherei und half beim Mängeln und Wäscheaustragen für einen Stundenlohn von 0,25 DM. Da ich noch zur Schule ging, konnte ich täglich nur 4 bis 5 Stunden arbeiten. Als mein Vater endlich im Mai 1953 Arbeit fand, konnten meine Mutter und ich unsere Tätigkeiten aufgeben.

Mein Vater musste um seine Anerkennung als politisch, rassistisch Verfolgter den Berliner Senat verklagen. Da er nicht nachweisen konnte, dass er mindestens drei Monate inhaftiert, deportiert oder illegal gelebt hatte. Nach mehreren Instanzen wurde mein Vater als Verfolgter anerkannt. Es war besonders wichtig, da mein Vater dadurch krankenversichert wurde, während der Arbeitslosigkeit bekam er als DDR-Flüchtling damals keine Unterstützung.

Später wurde auch mein Antrag auf PrV-Anerkennung abgelehnt. Ich habe aber nicht um die Anerkennung gekämpft.

Im Oktober 1953 verstarb meine Mutter. Mein Vater hat dann noch einmal eine langjährige Freundin und Kollegin aus der Notaufnahmehbehörde geheiratet. I September 1961 - zwei Wochen nach dem Bau der Mauer - verstarb mein Vater an einem zweiten Herzinfarkt.

Da ich ab 1942 bei meiner Großmutter nicht legal lebte, konnte ich auch keine Schule besuchen. Erst 1945, als der Unterricht in den Schulen wieder begann, wurde ich eingeschult. Mit zusätzlichem Privatunterricht erreichte ich innerhalb von 2 Jahren meine entsprechende Klasse. In Berlin besuchte ich zunächst die Volksschule, danach ein Gymnasium. Nachdem meine Mutter verstorben war, half ich in der Praxis meines Onkels als Sprechstundenhilfe, begann dann eine Ausbildung zur Elektroassistentin, die ich aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. Ich war monatelang krank und bestand dadurch nicht die Zwischenprüfung. Im September 1955 begann ich eine Ausbildung zur Großhandelskauffrau für Flachglas und Keramik, die ich vorzeitig erfolgreich beenden konnte. Ich arbeitete noch einige Monate in dieser Branche und wurde 1957 Angestellte beim Senator für Inneres, Abteilung Entschädigungsamt. Der damalige Innensenator suchte zur Einrichtung des Entschädigungsamtes „nationalsozialistisch unbelastete“ Angestellte und Beamte für diese Dienststelle. Es wurde auch nach meinem Wissen die einzige Entschädigungsbehörde, in der keine der sogenannten 131ler beschäftigt waren. Der §131 besagte, dass alle Beamten, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP aus den Behörden (nach 1945) entfernt worden waren und nicht zusätzliche politische Ämter bekleidet hatten, ein Recht auf Wiedereinstellung erhielten.

Das zeitliche Zusammentreffen der Einrichtung von Entschädigungsämtern und Wiedereinstellungserlass der 131ler führte dazu, dass oft die Überlebenden ihren Peinigern wieder gegenüber standen. Einen gravierenden Unterschied gab es allerdings dabei: Die Überlebenden stellten Anträge auf Entschädigung und wussten, dass Sie noch jahrelang darauf warten mussten bzw. mühselige, teilweise entwürdigende Beweise ihrer Verfolgung beibringen mussten. Die 131ler hatten ihre Entschädigung für Verdienst- und Beförderungsausfall bereits erhalten.

Dies ist nur e8n Beispiel fehlender Sensibilität deutscher Behörden; die Justiz hat nur ganz wenige der Nazirichter abgelöst. Doch Peinlichkeiten ähnlicher Art hat es auch auf anderen Gebieten gegeben.

Im Entschädigungsamt arbeitete ich insgesamt 10 Jahre, bis ich durch einen Nervenzusammenbruch gezwungen war, aufzuhören. Ich hatte ausschließlich mit

Überlebenden des Holocaust als Antragsteller zu tun habe mich über die gesetzlichen Unzulänglichkeiten aufgeregt bzw. versucht, den Antragstellern über meine Aufgaben hinaus, zu helfen.

Mit Billigung meines Vaters habe ich mich in den 50er Jahren den Falken, der sozialistischen Jugendorganisation angeschlossen. Ich erwarb dort den Jugendgruppenleiterausweis, betreute Zeltlager und war mit Delegationen im In- und Ausland - auch in Auschwitz, Birkenau und Bergen-Belsen.

Meinen Mann lernte ich 1955 in Berlin kennen. Unser Sohn lebt heute in Braunschweig.

Seit 1990 versuchen wir, wieder in den Besitz der Geschäftsgrundstücke in der Ossenreyerstraße 21/22 zu gelangen. Wir, das sind die Kinder von Fritz und Ilse Cohn, geb. Joseph, Der Sohn von Charlotte Lesse, geb. Cohn, Die Tochter und zweite Ehefrau von Heinrich Cohn und Margot Cohn, Ehefrau von Dr. Ernst Cohn.

Margot Cohn ist 91 Jahre alt. Da der Enkel vom damaligen „Käufer“ Dettmann alle Rechtsmittel ausschöpfen will, ist es sehr fraglich, ob Margot Cohn eine Rückgabe noch erleben wird.

Berlin, im Juli 1995